

Hans-Martin Gauger

Dürfen zwecklose Wissenschaften sein?

Für Peter Wapnewski herzlich zum 7. September

In ihrer Erzählung *Kein Ort. Nirgends*, 1979 erschienen, lässt Christa Wolf Kleist und Karoline von Günderrode zusammentreffen. Dass die beiden sich begegneten, nennt die Erzählerin »eine erwünschte Legende« – »Juni 1804 in Winkel am Rhein«, da sei es gewesen. Hier stoßen wir nun gleich auf etwas, das ein Wissenschaftler, jedenfalls als Wissenschaftler, nicht machen darf, denn »erwünschte Legenden« darf es in der Wissenschaft nicht geben. Sogar postmoderne Literaturwissenschaftler, sonst durchaus hemmungslos, hätten in diesem Punkt Hemmungen. Aber Christa Wolf verhält sich hier als Erzählerin doch insofern wissenschaftlich, als sie sogleich sagt, sie habe sich dies ausgedacht. Es ist fast so, wie es Schiller zu seinem Wallenstein sagt, denn auch Christa Wolf »spielt« hier »die Wahrheit in das heitre Reich der Kunst hinüber«, indem sie, »die Täuschung, die sie schafft, / Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein / Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt«. So ganz am Ende des gewaltigen »Prologs« unmittelbar vor den kühn und locker gehämmerten Sätzen, die ihn beschließen und die *uns* leicht erschrecken: »Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.«

Von diesen Sätzen her übrigens, um dies dezidiert einzuschieben, müssen die Wissenschaften eindeutig dem *Leben* zugerechnet werden. Denn zu diesen gehört essenziell, da wir gerade bei den wahrheitsunwilligen Postmodernen waren, unbedingter Ernst: *Wahrheitsernst*. Und den haben die heiteren Postmodernen kaum oder gar nicht: »Ach, der glaubt ja noch an Wahrheit!« Oder »an die Vernunft!«, stellen sie mit amüsiertem Mitleid fest. Und konsequent haben sie in der Wissenschaft auch nur noch *eine* wirkliche Sorge, die nämlich, es könne irgendwo irgendetwas, konkret etwa eine Habilitation oder eine Berufung, *verhindert* werden. Sonst aber wollen sie nur spielen.

Kleist also und Karoline. In dem sehr langen, suggestiven von Christa Wolf inszenierten Gespräch, bei dem

nicht nur diese beiden, sondern auch – neben anderen – Kleists Arzt, der Hofrat Wedekind, dann Savigny und Brentano zugegen sind, berichtet Kleist, ein preußischer Minister habe ihn anstellen wollen. Dabei habe er über den »Effekt einer Maschine« gesprochen. Mit dem Effekt habe er aber, zu Kleists Überraschung, nicht den »mathematischen« gemeint. Über diesen hätte er, der Mathematik studiert hatte, mit dem Minister »wohl reden können«. »Nein«, berichtet Kleist, »unter dem Effekt einer Maschine verstand er nichts anderes als das Geld, das sie einbringt«. Und dann lässt ihn die Erzählerin allgemeiner werden: »Ein Staat kennt keinen andern Vorteil, als den, den er nach Prozenten berechnen kann. Die Wahrheit will er nur insoweit kennen, als er sie gebrauchen kann. Er will sie anwenden. Und worauf? Auf Künste und Gewerbe. Aber die Künste lassen sich nicht wie die militärischen Handgriffe erzwingen. Künste und Wissenschaften, wenn sie sich selbst nicht helfen, so hilft ihnen kein König auf. Wenn man sie in ihrem Gang nur nicht stört, das ist alles, was sie von Königen begehren.« Brentano ist bestürzt: »Solche Meinungen, Kleist! Wem wollen Sie die in Ihrem Berlin vertrauen! Niemandem, sagt Kleist. Keiner Menschenseele.« Die Erzählerin kommentiert: »Eine verfehlt Bemerkung; Beklommenheit soll nicht aufkommen. Der Hofrat springt ein: Da bleibt Ihnen nichts, Kleist, als eine reiche Heirat!«

Sicher wollte Christa Wolf, als sie dies schrieb, also gut zehn Jahre vor der Wende, auch – »indirekte Mitteilung«, wie es bei Kierkegaard heißt – Kritisches zu ihrem Land sagen, von dem sie sich danach, als es aufhörte zu existieren, so schwer trennen konnte, denn sie, die keine Zynikerin ist, hatte wirklich an dieses Land, an seinen, sagen wir, Grundansatz *geglaubt*.¹

Unser Problem jedenfalls hat sie hier umrissen. Für Wahrheit, die das Ziel der Wissenschaften ist, interessiert sich der Staat nur unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit. Er will Wahrheit *gebrauchen*: »Für Künste und



Gewerbe«, sagt die Erzählerin. Dem steht die starke Tatsache entgegen, dass die Wissenschaften der Idee nach und also eigentlich durchaus auch *praktisch* ihren Weg nur gehen können, wenn sie nicht gestört werden – von außen. Dies genau müssen sie können müssen. Lassen wir »die Künste«, weil sie jetzt nicht das Thema sind, aus dem Spiel. Es ist auch nicht ganz klar, was die Erzählerin in der Verbindung »Künste und Gewerbe« mit »Künsten« meint. Vielleicht eher die handwerklichen.

Passen wir nun aber die Kleist unterstellte Äußerung auf *unser* Land, wie es jetzt ist, an. Da ist es eigentlich, wie in anderen Ländern, die *Gesellschaft*, die von den Wissenschaften mannigfache Nutzenanwendung erwartet. Und dies tun dann die Regierungen ebenfalls, bei uns also in den Ländern und ein wenig (viel zu wenig) im Bund, insofern sich auch in Regierungen Gesellschaft spiegelt (das tut sie auch in den jeweiligen Oppositionen – nur ist es da möglicherweise ein anderer Teil von ihr). Es gab ja einmal eine britische Premierministerin, die schlicht voraussetzte, weil sie es irgendwo gelesen hatte, etwas wie Gesellschaft gebe es nicht. Aber dies war nun wirklich schlicht. Es ist also die *Gesellschaft*, die sich so verhält, wie es Kleist bei Christa Wolf vom *Staat* sagt. Wobei der Kleist, den sie reden lässt, natürlich für seine Zeit recht hat: Der Staat, den er meint, verhielt sich so, obwohl er ja bald danach, als Humboldt ihn verkörperte, sich in diesem Punkt geändert hatte.

Für unsere Begriffe darf der Staat als Gesamtheit von Institutionen, die er ist und zu welcher als sein ihn konstituierender Rahmen das »Grundgesetz« gehört, *dies* keinesfalls wollen: fortwährend im Blick auf die Wissenschaften nach *Zwecken* fragen. Er muss gegenüber den Ansprüchen der Gesellschaft die Freiheit der Wissenschaften schützen – in jeder Hinsicht. Man könnte auch sagen: Er muss die Gesellschaft vor ihr selbst schützen. Vor Jahren sagte mir einmal Hanno Helbling, der längst verstorbene vorzügliche Leiter des Feuilletons der *Neuen Zürcher Zeitung*, als ich das Niveau seines gegenüber den Lesern so intransigenten Feuilletons lobte: »Ja, auf das Publikum nehmen wir keine Rücksicht – wo käme man da hin?« Genau! Nicht anders erginge es den Wissenschaften, wenn sie sich strikt und ausschließlich an den Bedürfnissen der Gesellschaft orientierten – wo kämen sie da hin?

Freiheit also der Wissenschaften. Und zu dieser gehört doch wohl völlig selbstverständlich deren mögliche *Zweckfreiheit*. Genauer: Wissenschaft darf auch ganz und

gar zweckfrei sein. Sie muss es nicht, aber sie *darf* es. Und darauf, dass sie es *darf*, kommt alles an. Dass faktisch die meisten Wissenschaften Zwecke haben, ist etwas anderes und in Ordnung.

Die Möglichkeit zweckfreier, also insofern (und nur insofern) *reiner* Wissenschaft ist ja auch offensichtlich im Absatz 3 des Artikels 5 des »Grundgesetzes« impliziert: »Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei«. Mit dem Zusatz »Die Freiheit der Lehre entbindet nicht von der Treue zur Verfassung«. Die Forschung also und die Kunst unterliegen nicht der »Treue zur Verfassung«. Und innerhalb der Wissenschaft tut dies allein die Lehre, die ein Teil von ihr ist. Es darf somit auch verfassungsuntreu geforscht werden. Und zweckfrei ohnehin. So steht es jedenfalls da. Aber Juristen, die ja *auch* Geisteswissenschaftler sind, haben die Fähigkeit, über die – in anderer Weise – desgleichen Literaturwissenschaftler verfügen, aus einem Text einen *anderen* zu machen und ihn etwas sagen zu lassen, was sein Autor ihn nicht sagen lassen wollte. Beide kommentieren. Per definitionem gewissermaßen bringen sie es nicht fertig, einen Text nicht einfach stehen zu lassen ...

Mit »zweckfrei« meine ich hier lediglich: frei von Zwecken *außerhalb* der Wissenschaften, von Zwecken also, die man von *außen* her von ihnen verlangt, an sie – zu Recht oder zu Unrecht – heranträgt. Ich meine nicht die mannigfachen Zwecke, die es natürlich auch *in* den Wissenschaften selber gibt. Auch da gibt es Zweckziele, wissenschaftsinterne Zwecke. Konkret: Es gibt Zwecke, die dem Wissenschaftler der eigenen Disziplin oder der anderer sogleich einleuchten, dem Außenstehenden aber gar nicht, weil dieser es für unsinnig hält, dass man sich mit so etwas überhaupt beschäftigt – noch dazu unter Einsatz öffentlicher Mittel! Diese beiden Zwecksetzungen, die von außen und die von innen, müssen strikt unterschieden werden. Und übrigens gibt es auch unsinnige Zwecke in den Wissenschaften selbst, konkret also solche (so stellt es sich dann faktisch dar), die bestimmte Wissenschaftler der eigenen oder anderer Disziplinen für unsinnig halten. Darüber darf und muss dann *wissenschaftlich*, also innerhalb der Wissenschaften, auch natürlich inter- oder transdisziplinär, gestritten werden. Und keinesfalls darf sich der Staat da einmischen. Er darf, ja *muss* auch wissenschaftlich Unsinniges tolerieren.

Zweckfreiheit in den Wissenschaften muss also akzeptiert werden. Der Gesellschaft muss dies klargemacht



werden. Und vor allem auch, dass für Zwecklosigkeit und gar noch für vorübergehenden Unsinn Geld ausgegeben wird. Ebendies gehört nämlich einfach zur Kultur. Punktum. Und übrigens: Wenn es wirklich Unsinn ist, geht dieser in den Wissenschaften sicher vorüber; in ihnen wird Unsinn schließlich immer Vernunft. Es muss also – sogar relativ gut bezahlte – Menschen geben dürfen, die zweckfrei forschen. Und im Grunde ist bereits die Frage, ob Zweckfreiheit – in dem genannten präzisen Sinn – in den Wissenschaften sein darf, ein Skandal. Man dürfte, was ich sagte, eigentlich gar nicht sagen müssen. Jedoch: Es gibt offene Türen, die noch nicht ausreichend eingerannt worden sind.²

Ich könnte mich hier auch auf Benedikt XVI. berufen. Soeben hat er, am 19. August 2011 in Spanien, in der Basilika des Escorial vor jungen Professoren erklärt: »Wenn nur die Nützlichkeit und der Pragmatismus zum Hauptkriterium erhoben werden, können die Verluste dramatisch sein.« Der Papst meinte dies natürlich vor allem religiös, aber sicher (soweit blieb er Professor) nicht *nur*. Und jedenfalls gilt, was er sagte, auch säkular. Es ist einfach richtig. Nicht weil er es gesagt hat, sondern allenfalls umgekehrt: Er hat es gesagt, weil es richtig ist.

Dann gibt es eine Gefahr, die speziell von den *nur* zweckgeleiteten Wissenschaften ausgeht, weil viele meinen, nur diese seien eigentlich und wirklich *Wissenschaft*. So weit sind wir schon. Und viele Wissenschaften, die meisten, sind ja ihrer Natur nach in der Tat zweckorientiert. Die enge Verbindung von Wissenschaft mit Technik, zu welcher Zwecke von Haus aus gehören, ist bekanntlich ein Kennzeichen der Neuzeit und die eigentliche Bedingung unseres materiellen Fortschritts. Demgegenüber ist aber dann wieder zu sagen, dass auch in betont zweckorientierten Wissenschaften, etwa in der Medizin, es Zweckfreiheit, reine Wahrheitsorientiertheit geben können muss – auch gerade wenn man an Zwecken interessiert ist. Denn man kann nie wissen, ob sich nicht plötzlich unerwartet und gar unerwartbar doch ein Nutzen und vielleicht gar ein hochwichtiger zeigt. Dafür gibt es in den verschiedensten Wissenschaften dieser Art viele Belege.

Ich selbst vertrete eine Wissenschaft, die ziemlich zweckfrei ist, die Sprachwissenschaft. Kaum, zum Beispiel, hat sie dazu beigetragen, dass man, was ein enormer praktischer Zweck wäre, Fremdsprachen rascher oder – im Blick auf bestimmte Zwecke – effizienter lernen könnte.

Vielleicht kann sie dies auch nicht. Und dann, wichtiger, unterscheidet sich die Sprachwissenschaft, was vielen Sprachwissenschaftlern nicht bewusst ist, weil sie anderes für undenkbar halten, sehr stark von den übrigen Geistes- oder Sozialwissenschaften.³ Sie unterscheidet sich von ihnen, weil sie *nicht wertet*. Sie will ja nur wissen, erstens wie eine bestimmte Sprache *ist* oder tatsächlich *geworden* ist, zweitens aber auch, was menschliche Sprache *überhaupt* ist, Sprache also ›an sich‹, im Singular. Vielleicht ist wegen dieser Nicht-Wertung die Sprachwissenschaft, besonders als historische Sprachwissenschaft, die solideste Disziplin unter den Geisteswissenschaften. Die benachbarten Wissenschaften werten alle. Die Literaturwissenschaft bereits im Ansatz, weil sie ja nur solche Texte zum Gegenstand macht, die sie als ›literarisch‹ ansieht, also wertet, ebenso, natürlich in verschiedener Weise, die Geschichtswissenschaft, die Soziologie, die Politologie, die Psychologie, die Erziehungswissenschaft, die Philosophie usw. Überall will man da nicht nur wissen, was ist. Man will da vor allem sagen, was besser oder schlechter und auch was zu *erwarten* ist.

Wenn gewertet wird, stellt sich das Problem der Wissenschaftlichkeit dringlicher, als wenn das Ziel nur darin besteht zu erfahren, was und wie und warum etwas ist. Ist es vorlaut, im Lichte (besser: im Dunkel) unserer Erfahrungen der letzten Jahre, zum Beispiel nach der prognostischen Kraft und insofern doch auch der wissenschaftlichen Dignität etwa der Wirtschafts- und Finanzwissenschaft zu fragen? Was war an ihren polyphonen Aussagen eigentlich objektiv, also wissenschaftlich? Und warum, um es direkter zu sagen, treten die Herren Rürup und Sinn und Raffelhüschen und Bofinger stets mit derselben Sicherheit auf? Von der medialen Performanz her jedenfalls ist dies eine enorme Leistung.

Die Frage nach dem Zweck, der praktischen Relevanz, kann man im Blick auf viele geisteswissenschaftliche Disziplinen stellen. Aber eben – man *darf* sie nicht stellen. Es muss einfach auch solche Disziplinen geben. Unvermeidlich ist das Plädoyer für Zweckfreiheit also gerade für diese ›weicheren‹ Disziplinen, sagen wir, nur als Beispiel, etwa für die Literaturwissenschaft, oder dann für die ›abseitigen‹, die ›Orchideen‹, sagen wir, wieder nur als Beispiel, für die Klassische Archäologie, die sich *draußen*, weil da doch ein erheblicher ›humanistischer‹ Rest geblieben ist, so schöner Aufmerksamkeit erfreut. Die Frage nach der ›gesellschaftlichen Relevanz‹ (da haben wir sie wieder – ›die Gesellschaft‹) war ja einmal, wir haben es



nicht ganz vergessen, aktuell (ich habe mich 1968 habilitiert). Doch war diese Debatte ein Sonderfall, schon weil die Gesellschaft, die gemeint war, gar nicht partizipierte. Heute aber geht es nun wirklich um Anforderungen der Gesellschaft, denen standgehalten werden muss. Möge sich der Staat in seinen wechselnden Vertretern nicht als schwankendes Rohr erweisen!

Letztlich, ich weiß, gibt es nur die hilflose Geste des Appells. Eine kultivierte Gesellschaft muss sich ›weiche‹ und ›abseitige‹ Fächer leisten können. Täte sie es nicht, ordnete sie alles (oder auch schon allzu vieles) praktischen Zwecken unter, könnten, noch einmal Benedikt, »die Verluste dramatisch sein«.

1 Davon berichtet durchaus bewegend, teils gar humorig ihr Buch *Stadt der Engel oder The overcoat of Dr. Freud* (Berlin: Suhrkamp 2010). Gleich auf dem Flughafen in L. A. erregt sie »Aufsehen bei dem rotblonden, drahtigen officer«. Er zögert, als er ihren Pass in Händen hat, telefoniert und bekommt zufriedenstellende Auskunft. Er kann es aber nicht unterlassen, die Schriftstellerin doch noch betont zu fragen: »Are you sure this country does exist?« Die Insistenz liegt ja in dem »does«. Und er erhält von ihr nur die Antwort »Yes, I am«. Sie hatte zuvor als Land, aus dem sie komme, »East Germany« angegeben und besaß auch noch einen gültigen Pass des inzwischen verschwundenen Lands. Es sei, fügt sie hinzu, »eine der Trotzreaktionen gewesen, derer ich damals noch fähig war und die, das fällt mir jetzt auf, im Alter seltener werden« (S. 10). Die »mit Sommersprossen übersäte Hand« des drahtigen und offenbar lustigen Immigration Officers hat sie aber nicht vergessen. Und, sag ich jetzt, an einem Ort Irgendwo ist das Land ja immer noch da ... Nicht nur in der immer noch schief oder eigentlich doof sogenannten »ehemaligen DDR«.

2 Der Satz ist leider nicht von mir: Ich hörte ihn einmal von dem französischen Romanautor Alain Robbe-Grillet, der ihn vielleicht auch irgendwoher hatte (»Il y a des portes ouvertes qui ne sont pas encore suffisamment enfoncées«).

3 Was diese Terminologie angeht: Geist, was immer er sei, ist jedenfalls immer auch sozial. Bekanntlich werden im Englischen und anderswo diese Disziplinen gar nicht zu den Wissenschaften, den *sciences*, gerechnet. Aber dies ist eine andere Geschichte.